

Christa Wolf

(1929 – 2011)

deutsche Schriftstellerin

Heinrich-Mann-Preis (1963), Bremer Literaturpreis (1978),
Georg-Büchner-Preis (1980), Nationalpreis 1.Klasse der DDR (1987),
Deutscher Bücherpreis (2002), Thomas-Mann-Preis (2010),
Uwe-Johnson-Preis (2010)

Christa Wolf bei Wikipedia >>>

Fragen an Konstantin Simonow (1973)

Christa Wolf: Was die Literatur meines Landes und meiner Generation betrifft: ich bin verfolgt von dem Gefühl, dass die wichtigsten Erlebnisse – innere und äußere -, die wichtigsten Entscheidungen und Konflikte, die unsere Entwicklung bestimmt haben und uns seit bald drei Jahrzehnten bewegen, nur schwach und gar nicht in unserer Literatur sichtbar werden. Ich möchte gerne wissen, ob Sie ein solches Gefühl auch kennen.

Konstantin Simonow: Ja. Ich habe zum Beispiel auch das Gefühl, dass wir in breiterem Maße über die für uns dramatischen Vorgänge der Jahre siebenunddreißig, achtunddreißig schreiben sollten, die die Erklärung liefern für vieles, was in der Folgezeit geschah, insbesondere auch für den für uns zu Beginn erfolglosen Verlauf des Krieges. Darüber müsste mehr und eingehender als bisher geschrieben werden. Wobei das Hauptproblem, glaube ich, darin besteht, diese Jahre nicht allein von den Positionen der Menschen aus, die in Lager geschickt wurden und ungesetzlichen Repressalien ausgesetzt waren, zu beschreiben. Man muss ein umfassendes Bild von der Zeit und der Gesellschaft gestalten. In dieses Bild gehören natürlich auch die Tragödie, die ich erwähnte, und das Drama der Menschen, die das, was geschah, nicht begriffen. Zugleich aber gehören in dieses Bild: die Industrialisierung unseres Landes, in einer Situation, in der man jeden Augenblick mit dem Beginn des Krieges durch die Faschisten rechnen musste, dieses Empfinden, dass ein Krieg droht, dass die Faschisten uns von Westen her über kurz oder lang angreifen werden, während an der Ostgrenze, schon drei Jahre lang, die Soldaten in den Schützengräben sitzen in Erwartung eines japanischen Überfalls; und gleichzeitig mit alledem die Flüge über den Nordpol, und gleichzeitig Spanien, die sowjetischen Freiwilligen, die Internationalen Brigaden, das Aufflammen internationalistischer Gefühle – und die Bedeutung all dessen für das Leben eines jeden einzelnen von uns.

Wenn man das alles darstellen könnte! Dann käme alles auf seinen richtigen Platz. Solche Bücher über jene Zeit reichen bei uns bislang noch nicht. Und ich persönlich werde mir immer stärker bewusst, dass solche Bücher notwendig sind. Vielleicht höre ich irgendwann einmal mit dem Krieg auf und fange ein Buch über jene Zeit an.

Wolf: Das wäre sehr wichtig, glaube ich. - Empfinden Sie eigentlich für sich als kommunistischer Schriftsteller, weil Sie sich in Disziplin und Verantwortungsgefühl von Grundhaltungen eines bürgerlichen Schriftstellers unterscheiden, manchmal die Gefahr, in der Selbstzensur zu weit zu gehen? Die Gefahr, dass man nicht nur bloß das Erwartete *schreibt*, sondern vielleicht nur noch *sieht*, was von einem erwartet wird? Dass man nicht mehr frisch und ursprünglich sehen und erleben kann, was ja Voraussetzung für alles Schreiben bleibt?

Simonow: Mir scheint, dass ich im allgemeinen die Dinge recht vernünftig betrachte, ich sehe die Realität des Lebens, und irgendein besonders einengendes Auswahlverfahren in meinen Beobachtungen gibt es bei mir nicht. Gleichzeitig muss ich dabei natürlich manchmal mit dem eigenen inneren Zensor kämpfen. Weil man ja bisweilen selbst überlegt, selbst schwankt: ist es jetzt notwendig, darüber zu schreiben, oder ist es nicht

notwendig? Hilft es oder hilft es nicht? Schadet es oder schadet es nicht?

(...) Übrigens möchte ich meiner Antwort auf Ihre Frage nach unserem Verhältnis zu den Deutschen noch hinzufügen, dass ich, ohne zu übertreiben, glaube, dass die historische Nachbarschaft zwischen uns und den Deutschen uns die ganze Zeit veranlasst, übereinander nachzudenken. Und ich habe von meinen vielen Reisen in die DDR und die BRD den Eindruck gewonnen, dass dieses Interesse gegenseitig und durchaus ernsthafter Natur ist. Man kann sich schwer eine Zukunft Europas vorstellen, wollte man aus seinen Überlegungen das ausschalten, was für uns mit den Deutschen und was für die Deutschen mit uns verbunden ist. Die politischen Kontakte können so oder so sein, über sie kann man mehr oder auch weniger schreiben – unser gegenseitiges Interesse aber ist eine konstante Größe, historisch bedingt und zukunftsweisend.

Wolf: Für uns, für meine Generation fingen ja die Beziehungen zu den Russen viel später an als für Sie die Beziehungen zu den Deutschen – nicht nur, weil Sie älter sind als ich, sondern auch aus anderen Gründen. Das Wort „Russe“ ist, soviel ich mich erinnere, in meinem Kopf erst seit Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion, und zwar als ein Signal für Angst. Der Russe war eine schreckliche Karikatur in Zeitungen und auf Plakaten, ein gefährlicher, dabei weit unter den Deutschen stehender Menschenschlag. Die ersten wirklichen Russen, die ich sah, waren Kriegsgefangene und Verschleppte, Männer und Frauen. Erst nach dem Krieg, als ich auf einem kleinen mecklenburgischen Dorf lebte und als Schreibhilfe des Bürgermeisters viel mit Offizieren und Soldaten der sowjetischen Besatzungsmacht zu tun hatte – erst da wurden Russen für mich konkrete Menschen. Doch glaubt man nicht, wie lange es dauern kann, bis eine abstrakte Vorstellung von einem anderen Volk – sei es als Gespenst, sei es, später, als Ideal – sich mit Leben füllt, mit einer Menge unterschiedlicher Gesichter, mit Beziehungen, die einem viel bedeuten. Dieser langwierige, wechselhafte Prozess, in dem sich mir aus einer großen Zahl von Begegnungen verschiedenster Art ein neues, wie ich heute glaube, der Wirklichkeit nahekommendes Verhältnis zu Russen, zum russischen Volk, zur Sowjetunion, bildete, war eine der wichtigsten Erfahrungen in meinem Leben überhaupt, die (wenn auch nicht unbedingt als „Stoff“), für meine Arbeit eine sehr große Rolle spielt. (...)

Simonow: Wie jeder Mensch, der Humanwissenschaften studiert hat, bin ich mit der deutschen klassischen Literatur vertraut: mit Lessing, Goethe, Schiller... Weniger mit den deutschen Romantikern, von ihnen habe ich wohl nur E.T.A. Hoffmann von A bis Z gelesen. Bei Heine war die Prosa für mich bedeutungsvoller als die Lyrik, weil nach meinem Empfinden – ich fürchte mich etwas, das zu sagen, da erstrangige Nachdichter seine Gedichte bei uns übertragen haben – Heine bei uns dennoch nicht einen solchen Nachdichter gefunden hat, wie ihn zum Beispiel Burns in Samuil Marschak fand. Aus der neueren deutschen Literatur war Brecht für mich der wichtigste Schriftsteller. Ich habe alles gelesen, was von ihm ins Russische übersetzt wurde: Stücke, Prosa, Aufsätze und Gedichte. Die Gedichte stehen mir dabei am fernsten, weil sie entweder nicht übersetzt oder überhaupt unübersetzbar sind; ich nehme sie nicht unmittelbar mit dem Gefühl auf, für mich sind sie vor allem Verstand, Scharfsinn – aus irgendwelchen Gründen in Gedichtform gefasst. Überhaupt liebe ich von Brecht alles; von der ersten Lektüre an zwang er mich zu denken, und auch heute noch zwingt er mich zum Nachdenken über viele für mich wichtige Dinge. Übrigens saß ich im Sommer 1946 einmal ein paar Stunden mit Brecht zusammen und unterhielt mich mit ihm. Das war in den Vereinigten Staaten, in Hollywood. Brecht und Feuchtwanger frühstückte bei mir. Feuchtwangers Romane hatte ich in meiner Jugend mit riesigem Interesse gelesen und ich verehere ihn sehr. Brecht bezauberte durch seinen sprühenden Geist, durch seinen funkelnden Scharfsinn. So verblieb er in meiner Erinnerung durch diese einzige Begegnung. Die Romane Remarques, die bei uns in den fünfziger Jahren überaus eifrig gelesen

wurden, gefielen auch mir, ich bildete da keine Ausnahme unter der Mehrheit seiner russischen Leser. Aber sie verdrängten bei mir nicht sein Buch „Im Westen nichts Neues“, das ich trotzdem für sein bestes halte, sogar für eine bestimmte Markierung in der europäischen Literatur des 20. Jahrhunderts.

Ernst Busch ist in meinem Bewusstsein nicht nur der erstaunliche Sänger, sondern auch eine Erscheinung, die mit der ganzen deutschen antifaschistischen Dichtung verbunden ist, und diese antifaschistische Dichtung ihrerseits ist für mich mit der Vorstellung von den Deutschen verknüpft, die mit der Waffe in der Hand gegen den Faschismus kämpften, auf dem Boden Spaniens, und nicht nur dort. Wenn ich an Busch denke, an die Begegnungen mit ihm, denke ich an die ganze Glut der antifaschistischen Dichtung, an Becher, an Weinert, an Stephan Hermlin, ich denke an Anna Seghers, die ich aufrichtig liebe, ihrer Bücher wegen und um ihrer selbst willen, die ich verehere als hochherzige und wunderbare Menschen. (...)

Was die Schriftsteller betrifft, die die Entstehung des Faschismus, seine Daseinsform und seine Folgen analysierten, muss ich einfach darauf verweisen – denn ich stehe noch ganz unter diesem Eindruck -, welche große Bedeutung für mich in allerjüngster Zeit das neue Buch von Heinrich Böll „Gruppenbild mit Dame“ hatte.

Nach meiner tiefen Überzeugung ist das nicht nur das Beste, was Böll geschrieben hat, sondern es liefert auch einen überaus reichen Stoff zum Nachdenken, für Millionen von Lesern – und durchaus nicht nur für deutsche. Die Unversöhnlichkeit gegenüber dem Faschismus ist in diesem Roman in eine komplizierte und analytische Erzählform gebracht, die auch zum rein professionellen Nachdenken über dieses Buch zwingt; mich interessiert dabei besonders, wie das Buch aufgebaut ist, nach welchen Gesetzen eigentlich: das viele Neue, womit dieses erstaunliche literarische Bauwerk errichtet ist.

Wolf: Wenn Sie wollen, beantworten Sie mir noch eine letzte, vielleicht zudringliche Frage: Gibt es für Sie so etwas wie eine Gefährdung durch den Ruhm? Gibt es Dinge, die man tut oder unterlässt, um diesen Ruhm – die Popularität, an die man sich vielleicht gewöhnt hat – nicht aufs Spiel zu setzen?

Simonow: Es ist schwer, die Frage nach dem Ruhm eines Schriftstellers oder nach seiner Popularität zu beantworten, ohne dabei zu heucheln. Besser, man antwortet gar nicht erst. Aber – wie man bei uns in alten Zeiten sagte – ich bekreuzige mich und springe dennoch ins Wasser. Ist der Ruhm oder sein Synonym – die Popularität – gefährlich? Nach meiner Meinung gibt es darauf nur eine Antwort: Natürlich sind sie gefährlich. Gewiss muss ein Schriftsteller, der sich bewusst ist, dass er viel gelesen wird, mehr als viele andere an sein Auftreten, seine Verhaltensweise denken, er muss mit größerem Feingefühl alles abwägen, um einen anderen Menschen nicht zu kränken oder zu verletzen, er muss sich an eine ständige Selbstkontrolle gewöhnen. Ich meine, dass man damit leichter fertig wird, wenn man weiter arbeitet, weiter schreibt, nicht aber von den Prozentsätzen eines vor langer Zeit irgendwann einmal geschriebenen Buches lebt. Überhaupt: arbeitet man viel, bleibt weniger Zeit zum Nachdenken, auch über den eigenen Ruhm oder die eigene Popularität. Hierin liegt noch ein Vorteil beharrlicher Arbeit. Ob es schwer ist, sich von seiner Popularität loszusagen, wenn man einmal daran gewöhnt ist? Das muss schwer sein, und wenn dieses Dilemma einen bestimmten Schritt erfordert, der vom Schriftsteller selbst abhängt, ist es gewiss nicht leicht, sich zu diesem Schritt zu entschließen.

Und schließlich: Fördern wir denn nicht selbst irgendwie unsere eigene Popularität, und sei es von Zeit zu Zeit? Hin und wieder tun wir das, manchmal bewusst, manchmal unbewusst. Und wahrscheinlich bilde auch ich in dieser Hinsicht keine Ausnahme.

(S. 179-185)

Lew Kopelew: Dichterin unter geteiltem Himmel – Christa Wolf (1993)

Die reine nackte Wahrheit, und nur sie, ist auf die Dauer der Schlüssel zum Menschen. Warum sollen wir unseren entscheidenden Vorteil freiwillig aus der Hand legen? Christa Wolf

I

Als im Sommer 1990 die Erzählung „Was bleibt?“ erschienen war, setzte bald darauf in allen Medien ein konzentriertes Trommelfeuer von Denunziationen ein. Die einzelnen Beiträge unterschieden sich im Stil und im Vokabular – der eine argumentierte mit frisierten Zitaten, der andere berief sich auf Gerüchte und wiederholte die längst öffentlich widerlegte Unwahrheit: Christa Wolf habe ihre Unterschrift von einem Protestbrief gegen Wolf Biermanns Ausbürgerung zurückgenommen. (Diese gezielte Verleumdung brachte ein ihr übelgesinnter Kritiker im Herbst 1987 in Umlauf, als Christa Wolf der „Geschwister-Scholl-Preis“ verliehen wurde.) Allen Manövern der fast gleichzeitig einsetzenden „kritischen Feldzüge“ gegen Christa Wolf waren kleinkarierte Gehässigkeit und maßlose Wirklichkeitsferne gemein.

Auch Jahre danach lässt sich kaum erahnen, was die Verfasser dazu bewog: Schlichter Literatenneid der Kleingeister auf eine erfolgreiche Schriftstellerin? Oder war es bloß ein fanatischer, blindwütiger Antikommunismus, besonders ausgeprägt bei denen, die früher eine „realsozialistische“ Parteischulung erfahren hatten? Sie gewöhnten sich für immer die zweidimensionale Weltauffassung an: „Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns – tertium non datur.“ In eben diesem Ungeist sollte alles, was früher gelobt und bewundert wurde, nun verpönt und verdammt werden. Ideologische und moralistische Waffen wurden dabei bevorzugt, etwa solche, mit denen einst Menzel und Börne gegen den „Fürstenknecht“ Goethe wetterten. Ähnliches erlebe ich bei manchen einstiges „sowjetischen Literaten“, die jetzt versuchen, die zeitgenössische russische Literatur exakt zu halbieren: einerseits in die offizielle, korrumpierte, angepasste, andererseits in die oppositionelle, freie, unabhängige. Solche kritischen Chirurgen können nicht erklären, warum Alexander Twardowskij, der große Dichter und Förderer von Solschenizyn, gleichzeitig Chefredakteur einer bedeutenden Monatsschrift war und bis zum letzten Lebenstag ein überzeugter Kommunist blieb oder warum Boris Pasternak in den schlimmsten Zeiten des Stalinschen Terrors aufrichtige, patriotische Gedichte verfasste, dagegen im Chruschtschowschen „Tauwetter“ die übelste Hetze erleben musste, nachdem ihm der Nobelpreis zuerkannt worden war.

In den heftigen Debatten um die Wiedervereinigung griffen in Deutschland die Verfechter eines möglichst schnellen Zusammen- bzw. Anschlusses zu den altbewährten fundamentalistischen Waffen. Die Radikalsten sahen östlich der Elbe immer noch „die Zone“ oder die „DDR“. Ihre Logik war schlicht: Was kann von Nazareth schon Gutes kommen? ... Für die Verfasser solch zweidimensionaler, ideologischer Kulturgeschichte ist das Leben und Werk von Christa Wolf ein anstößiges Hindernis.

Die eifrigen Kritiker, die sich, aus welchen Motiven auch immer, plötzlich darum bemühen, Christa Wolf als „systemkonform“ abzuwerten, wollen das wirkliche Verhältnis von Staatsmacht und Geistesleben, von Parteiideologie und Literatur nicht wahrhaben. In der DDR ebenso wie in allen totalitär oder autoritär regierten Ländern entwickelten sich Dichtung und Kunst unabhängig von Staatspolitik und herrschender Ideologie. Despoten können Dichter zugrunde richten, aber keine Dichtung schaffen.

Tragisch waren die Schicksale der Poeten, die sich von militanten Ideologien verführen ließen – wie Majakowskij oder Brecht -, doch tragische Schuld steht im Gegensatz zu Korruption oder sklavischem Gehorsam.

II

Die Verbrechen Stalins, Hitlers und ihrer Helfershelfer sind vergleichbar, aber die Anhänger dieser gemeinen Völkerverführer unterscheiden sich grundsätzlich. Wer sich zum Programm von Knechtung und Vernichtung „minderwertiger“ Nationen und Rassen, zum chauvinistischen Menschenhass bekannte, war grundsätzlich anders motiviert als die, die glaubten, dass sie sich für Freiheit und Gleichheit aller Menschen, für alle Unterdrückten und Ausgebeuteten, für die Gerechtigkeit und die Verbrüderung aller Völker auf Erden einsetzten. Die Verirrungen eines Hanns Johst, der von Goebbels zum Präsidenten der Reichsschrifttumskammer ernannt wurde, sind mit den Verirrungen von Bertolt Brecht, dem Ulbricht das Leben oft vergällte, nicht vergleichbar.

Thomas Mann hat über alle deutschen Autoren, die nicht emigriert waren und keinen Widerstand geleistet hatten, bitter geurteilt. Der große Dichter war über die Greuel in der Nazizeit so entsetzt, dass er im polemischen Eifer zu scharf und auch ungerecht urteilte. Seine heutigen Nacheiferer möchten alle Autoren der einstigen DDR, die nicht eingesperrt, nicht geflohen und nicht ausgebürgert waren, als privilegierte Stützen des Systems denunzieren.

Die Beschuldigungen sind in den meisten Fällen falsch oder übertrieben, und im „Fall Christa Wolf“ sind politische und moralistische Anklagen nur Auswüchse böswilliger Phantasie. Das kann ich mit bestem Wissen und Gewissen behaupten, weil ich mit Christa und Gerhard Wolf seit 1965 befreundet bin und aufmerksam lese, was von ihnen im Druck erscheint. Aus ihren Briefen – in unseren schwersten Jahren hielten sie treu zu meiner Frau und mir –, aus Berichten gemeinsamer Freunde weiß ich, was sie alles bei bitteren Auseinandersetzungen mit Staats- und Parteiinstanzen, mit dem Schriftstellerverband und mit der Zensur erleiden mussten.

Immer wieder wurden der Autorin nach „Nachdenken über Christa T.“, „Kindheitsmuster“, „Kassandra“ und anderen Arbeiten von giftsprühenden, parteilichen Kritikern alle möglichen ideologischen Laster unterstellt. Auch von wohlorganisierten „klassenbewussten“ Lesern wurde sie öffentlich angepöbelt. Dies alles ertrug sie gelassen, ohne jemals ihre „Fehler zu gestehen und zu bereuen“, wie es von der Führung stets verlangt und von einigen Autoren auch erzwungen wurde.

Was ihre Gelassenheit, ihr unauffektiert würdevoller, stiller Widerstand ihr an Kräften abverlangte, können vielleicht ihre Kardiologen beurteilen. Doch jeder unvoreingenommene Leser kann aus ihren epischen Werken, aus ihren Essays und Vorträgen erkennen, wie hart sie mit sich selbst, mit ihrer früheren und neueren Vergangenheit ins Gericht ging.

Bereits im Mai 1983, in einer Diskussion, erinnerte sie sich an ihre Studienzeit in Leipzig (1949-1953):

„Die Germanistik und die marxistische Philosophie – das letztere möchte ich nicht missen – haben damals in ihrer ziemlich dogmatischen Weise meinen Schreibanfang um Jahre verzögert. Weil sie mir meine Unmittelbarkeit des Erlebens genommen haben. Das ist eigentlich erst mit 'Christa T.' wieder aufgebrochen. Im 'Geteilten Himmel' fängt es an, aber der wirkliche Aufbruch, wo die Dämme brechen, war bei 'Christa T.'“

Sie hat auch die weiter zurückliegenden historischen Quellen der tragischen Verschuldung, ihrer eigenen – persönlichen – und der ihrer Zeitgenossen, nachvollzogen, publizistisch erörtert und künstlerisch (zum Beispiel in „Kindheitsmuster“) dargestellt. Die Erzählung „Was bleibt“, die soviel Staub auf Feuilleton- und Literaturseiten der größten deutschen Zeitungen aufwirbeln ließ, ist wohl auch ein politisches Zeitzeugnis, doch vor allem ist es lyrische Prosa, eine Auseinandersetzung der Autorin mit sich selbst. Sie denkt über konkrete

Ereignisse im gegenwärtigen Deutschland nach, doch auch über allgemeine Probleme der vielfältigen Verhältnisse eines Künstlers mit dem Zeitgeschehen. Sowohl die geistigen wie die ästhetischen Quellen dieser Erzählung sind weder in ost- noch westdeutschen Medien

zu finden; unvoreingenommene Literaturkritiker werden sie eher in Georg Forsters oder Heinrich Heines Publizistik entdecken können.

III

Als dieser Text bereits in der Herstellung war, wurde in den Stasi-Akten ein Ordner aus den Jahren 1959-1961 entdeckt, der Unterlagen über Christa Wolfs Beziehungen zur Stasi enthält. Ihre Gegner fühlten sich in ihrem Urteil bestätigt, und bekümmert schwiegen manche Freunde – also, da war doch etwas IM-haftes. Weder die einen noch die anderen haben bemerkt, - und schon gar nicht ernsthaft darüber nachgedacht -, dass dieser „Fall“ schon 1962 abgeschlossen war. Die zahlreichen Berichte, Rapporte und andere Materialien der Staatssicherheit in den nachfolgenden 41 Ordnern dagegen bezeugen, dass Christa und Gerhard Wolf seit den sechziger Jahren von der Stasi beobachtet, beschattet und als Staats- und Parteigegner denunziert wurden.

In der arithmetischen Gleichung dieser Geschichte von den Beziehungen zwischen Dichterin und Staat liegt ein tiefer, tragischer Sinn verborgen. Bertolt Brecht, Anna Seghers, Maxim Gorkij, Alexander Twardowskij und andere Dichter waren sich der Schwächen und Fehler der politischen Mächte bewusst, die in den angeblich sozialistischen Staaten herrschten, doch sie glaubten, dass trotz alledem schließlich eine gerechte sozialistische Gesellschaft aufgebaut wird. „Du bist schon nah, du Ferne des Sozialismus“, träumte Pasternak.

Was die sowjetischen „Organe der Staatssicherheit“ - Tscheka, GPU, MGB, KGB – in Wirklichkeit waren, begannen die meisten meiner Altersgenossen und auch viele ältere meiner Landsleute erst in den grausamen Terrorjahren nach 1936 zu erkennen und zu begreifen. Doch der Einbruch der Hitlerschen Heere 1941 hemmte und unterbrach diese Erkenntnisse.

In den späten fünfziger Jahren, als in Moskau das „Tauwetter“ einen Frühling versprach, wurde in Ostberlin in „neues Denken“ und ein beschleunigter Aufbau des realen Sozialismus verkündet. Dass eben in dieser Zeit eine junge Literatin in Leipzig die Genossen von der Staatssicherheit als Mitarbeiter und Mitkämpfer an diesem Aufbau betrachtete, war kein Ausnahmefall, eher die Regel, eine tragische Verschuldung vieler Menschen. Was sie damals dachte und fühlte, hat sie vielleicht schon beschrieben oder wird es noch tun. Dass sie diese Erinnerungen früher nicht veröffentlichte, manches auch wirklich vergessen hat, ist verständlich. Während der wenigen Monate vor drei Jahrzehnten, in denen sie mit den „Seelenfängern“ als Genossin sprach, war Christa Wolf eine der vielen der von ihrer Partei betrogenen vertrauensseligen, verirrt Menschen. Doch als sie sich aus dem Spinnweben herausgelöst hatte, war sie eine der wenigen Mutigen.

1968 brachen die Armeen des Warschauer Pakts in die Tschechoslowakei ein, sowjetische Panzer walzten den Traum von einem „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ in den Boden. Seitdem haben immer mehr Menschen in den angeblich sozialistischen Staaten zu verstehen begonnen, wie maßlos der Betrag war, der das unmenschliche Wesen ihrer Staatsmächte verschleierte. Doch die meisten wagten nicht, öffentlich dagegen aufzutreten. Sie fürchteten – zu Recht - Repressalien, waren besorgt um ihre Angehörigen und wollten keinen Bürgerkrieg riskieren.

Auch Christa Wolf hat nicht öffentlich protestiert, aber nicht aus Angst. Sie hätte leicht in den Westen gehen können, wäre dort begeistert aufgenommen worden, hätte in vielen Hinsichten besser, sicherer leben können. Doch sie blieb, weil sie sich als Bürgerin und Schriftstellerin der DDR verstand. Sie wollte ihre Heimat, ihre ostdeutschen Landsleute nicht verlassen, so wie auch Anna Achmatowa bekannte: „Ich war damals mit meinem Volke, da, wo mein Volk zu seinem Unglück war.“

Christa Wolf wollte auch nicht auf den Traum von einem sozialistischen Deutschland verzichten, denn sie hoffte weiter auf einen Neubeginn, auf einen grundsätzlichen Umbau

der Gesellschaft, zu der sie gehörte. Innerlich widerstand sie der herrschenden Ideologie, den totalitären Ansprüchen des Staates, doch sie bekannte sich nicht zu seinen offenen Gegnern, stieg nicht auf die Barrikaden. ...

In ihren Verirrungen war sie eine von vielen; in ihrem stillen Widerstand, in ihren Hoffnungen und Träumen war sie eine von wenigen; aber in ihrer Dichtung ist sie einzigartig.

Über den ästhetischen Wert ihrer Prosa mögen Literaturkritiker verschiedener Meinung sein, über ihre Äußerungen zu historischen, sozialen und politischen Problemen kann man diskutieren. Während der schweren Jahre deutscher Geschichte, als sowohl rechte wie linke Besserwisser bereits über ein „Auseinanderwachsen“ zweier deutscher „Staats- und Kulturnationen“ dozierten, war unbestreitbar, dass das künstlerische Schaffen von Christa Wolf die Unteilbarkeit der deutschen Nationalkultur verkörperte und weiterentwickelte. Und unabstreitbar ist die Tatsache, dass das Werk von Christa Wolf bereits zur Weltliteratur gehört.

(S. 247-254)

Christa Wolf, Moskauer Tagebücher. Wer wir sind und wer wir waren.
Reisetagebücher, Texte, Briefe, Dokumente 1957 – 1989
Herausgegeben von Gerhard Wolf
Suhrkamp Verlag Berlin 2014